



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und früher, wenn ich im Ausland an die Heimat dachte, da erwartete ich immer, daß mir daheim alles schrecklich klein und eng vorkommen werde, und es graute mir davor, wie Joseph unter seinen Brüdern zu sein.

Aber jetzt, ich bin fast erstaunt darüber, fühle ich mich im innersten Herzen nur als ein ganz gewöhnlicher schwedischer Bürger — als ein Landsmann unter Landsleuten. Und ich weiß nun, daß ich ein ehrlicher Arbeiter „unter dem Gesetz“ bin, unter dem Gesetz, hörst du, wie herrlich sicher das klingt!

Aber vor zehn Jahren klang dieses Wort ganz anders in meinen Ohren — glücklicherweise!

Verstehst du wohl, warum ich „glücklicherweise“ sage? Doch wenn du es nicht verstehst, tut es auch nichts.

Erik schwieg eine Weile. Er hatte sich „ausgesprochen,“ wie er zu sagen pflegte, und zwar inniger und aufrichtiger, als es sonst seine Gewohnheit war. Er küßte Julie auf die strahlenden zärtlichen Augen, die die ganze Zeit bewundernd an seinem Gesicht gehangen hatten, und fuhr dann in einem leichtern Tone fort: Und nun, geliebte Julie, nun bin ich nicht mehr bloß Erik Briant, sondern der „Fabrikant und Kaufmann“ Briant, und ich hoffe zu Gott, daß meine neuen Maschinen ehrlich dazu helfen werden, das neue Jahrhundert über deinem geliebten alten Markby einzufingen, über diesem Markby, das ich, wie du weißt, immer für ein altes Rattenest erklärt habe . . . nein, sei nicht beleidigt, Julie, siehst du denn nicht, daß ich es ebenso lieb habe wie du?

Aber daheim in der grünen Stube, unter der Girin mit dem Lamm, sollst du auf dem Sofa der Großmutter in Frieden sitzen und in deinen alten Büchern lesen, in den Büchern, die zu den verschiedensten Zeiten von jungen Menschen geschrieben worden sind. Und du sollst deine kleinen Mädchen erziehen, die Knaben will ich selbst in die Hand nehmen! Ja, da drin zwischen den ehrwürdigen Spinnweben des alten Nestes wirst du hausen und uns alle in deine Phantasien einspinnen, in das goldne Traumnez des vergangnen Jahrhunderts, des Jahrhunderts, über das du, meine geliebte Julie, nie hinauswachsen wirst, und wenn du auch noch so viele neue Jahreszahlen auf dein Briefpapier schreibst.

Mir darfst du alles sagen, Erik, wenn es auch noch so verdreht und sonderbar ist, ich glaube doch, ich kann es verstehn. Aber um Gottes willen, „Herr Fabrikant und Kaufmann Erik Briant“ — sie erhob schelmisch und warnend den Zeigefinger —, laß es ja niemals jemand anders hören!

Da kannst du ganz ruhig sein, mein Mädchen; ich kenne meine Pappenheimer. So, und jetzt wollen wir heimgehn.

Übersetzt von Pauline Kläiber



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Rückkehr des Grafen Posadowsky aus Wien ohne unterzeichneten Vertrag in der Tasche hat bei einem Teil der Berliner Presse eine in hohem Grad unwürdige Heulmeierei hervorgerufen, die bei den Wiener Blättern begreiflicherweise ein sympathisches Echo gefunden hat. Neben Herrn Dr. Barth, der zwar in der „Nation“ das große Wort führt, aber sonst innerhalb des Deutschen Reichs eine Bedeutung nur bei seinen acht ehemaligen parlamentarischen Parteigenossen beanspruchen dürfte, haben sich die Boffische Zeitung und das Berliner Tageblatt darin ausgezeichnet. Sie haben sich zum großen Wohlgefallen der Wiener Neuen freien Presse und anderer dortiger Blätter in dem handelspolitischen Kampfe zwischen Deutschland und Österreich flugs unter die österreichischen Fahnen gestellt und dadurch der öffentlichen Meinung in Bis- und in Transleithanien zu der

Ansicht verholten, als gehe Deutschland wegen dieses „Fehlers“ des Grafen Posadowsky in Sack und Asche. Nein, so steht die Sache erfreulicherweise nicht. Es gibt in Deutschland viele Leute, die von Anfang an bedauert haben, daß eine Persönlichkeit von dem Rang und den Qualitäten des Grafen Posadowsky, dem man in Wien nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat, überhaupt nach Wien ging. Noch mehr Leute in Deutschland sahen ihn mit Bedauern die Abreise von Wien immer von neuem aufschieben, er ist ihnen viel zu lange dort geblieben. Diese Kritiker sind nun aber reichlich versöhnt durch den Umstand, daß der Reichskanzler und Graf Posadowsky ihr „bis hierher und nicht weiter“ sprachen, Graf Posadowsky hat dann weitere Verhandlungen abgelehnt und Wien verlassen. Es sind keineswegs einseitig agrarische Anschauungen gewesen, die den Abbruch herbeigeführt haben, auch die Industrie, zumal die sächsische, hat ihren Anteil daran. Aber wenn es auch vom österreichischen Standpunkt aus begreiflich sein mag, für die Vieheinfuhr nach Deutschland die weitesten Zugeständnisse zu gewinnen, so sind es doch keineswegs agrarische Interessen allein, die den Vertreter des Deutschen Reichs zwangen, die endlich und mühsam unter großen Opfern gewonnene Seucheneinheit aufrecht zu erhalten. Die Seucheneinschleppungen haben nicht nur die Agrarier, sondern unser gesamtes Nationalvermögen schwer geschädigt, sie haben an der Erhöhung der Fleischpreise einen nicht geringen Anteil gehabt. Es ist also dem Grafen Posadowsky nur Dank zu sagen, wenn er in dieser Frage den Fuß fest beim Mal hielt, er darf der lebhaftesten Zustimmung der Mehrheit des Reichstags sicher sein. Die Neue freie Presse bedroht zwar das Deutsche Reich mit dem Abfall von Sachsen und von Bayern. Man darf da billig die Frage wiederholen, die Bismarck Anno 1865 den Röllnern stellte: „Wohin wollen Sie denn fallen?“ Etwa nach Österreich? Die Drohung macht sich um so komischer, als Graf Posadowsky gerade für bayrische und für sächsische Interessen in Wien gefochten hat.

Es ist in der Tat am Plage, darauf hinzuweisen, daß die Haltung eines Teiles unsrer Presse in diesen letzten Wochen nicht wenig dazu beigetragen hat, die öffentliche Meinung in Österreich und die Voraussetzungen der dortigen Unterhändler in die Sackgasse völlig falscher Anschauungen zu drängen. Gewiß wäre Graf Posadowsky, nachdem er einmal nach Wien gegangen war, gern mit dem Vertrag in der Tasche zur Reichstagsöffnung zurückgekehrt. Aber die Wiener Rechnung, daß er sich mit dem Datum des 29. Novembers in einer Zwangslage befinde, und „entweder mit dem Schilde oder auf demselben“ heimkehren müsse, war doch irrig: die Rechnung war ohne den Wirt gemacht, und der Wirt war — obwohl als Gast in Wien — der deutsche Staatsmann, der sein Terrain viel zu gut kannte, als daß er ein so wohl vorbereitetes Gefecht hätte verlieren sollen. Österreich und Ungarn brauchen die Kaufkraft des Deutschen Reiches mit seiner so stark anwachsenden Bevölkerung sehr viel mehr, als wir die unsrer lieben Verbündeten. Deutschland sitzt in diesem Falle am längern Arm des Hebels und kann warten. Auch die Meinung, daß Österreich schließlich mit einem Meistbegünstigungsvertrage auskommen könnte, hat sich nicht als stichhaltig erwiesen. Zu einem solchen gehören gegenseitige Zugeständnisse, und da Österreich-Ungarn uns solche anscheinend nicht machen konnte, so waren die Chancen eines Meistbegünstigungsvertrags sicherlich noch geringer als die eines Handelsvertrags. In Österreich dominiert immer noch die Raunig-Metternichsche Tradition, den gegnerischen Unterhändler durch Zähigkeit zu ermüden und aufzureiben. Das hat man namentlich in Verhandlungen mit Preußen und mit Deutschland immer gern getan. Von den Ulmüger und den Dresdner Verhandlungen von 1850 an, an denen Bismarck die österreichische Superiorität so launig schildert: „Schwarzenberg mit Livreen, Silbergeschir und Champagner im ersten Stock, der preußische Minister (Manteuffel) mit Kanzleidienern und Wassergläsern eine Treppe höher“ (G. u. G. I, 76) — bis zu den Wiener Besprechungen im Jahre 1879, bei denen sogar Bismarck die von ihm erstrebte Aufnahme des Bündnisses in die Verfassung der österreichisch-ungarischen

Monarchie nicht durchsetzen konnte, und bis zu den Handelsvertragsverhandlungen von 1891 hat man in Wien durch eine liebenswürdige, mit Sozialität und vornehmer Gastlichkeit durchsetzte Zähigkeit seine Ziele zu erreichen verstanden, eine Zähigkeit, die bekanntlich auch in Nikolsburg 1866 die österreichischen Unterhändler nicht verließ. Aber Graf Posadowsky hat sich gegen diese traditionelle Überlegenheit der Wiener Diplomatie als gefeit erwiesen. Es war keine geringe Selbstverleugnung, als er lieber auf den Vertrag verzichtete und es vorzog, anscheinend unverrichteter Dinge abzureisen, anstatt sich in Wien an der Nase herumführen zu lassen, wobei die österreichisch-ungarischen Differenzen von den dortigen Unterhändlern mit großem Geschick verwerdet wurden. Auch durch den Appell an das „Bündnis,“ der von Wien her in der deutschen Presse angestimmt wurde, hat sich Graf Posadowsky nicht einschüchtern lassen. Er und Graf Bülow sind dem Bismarckschen Axiom gefolgt: „Wer in der Politik Erfolge erzielen will, muß zu warten verstehen.“ Ehedem waren es die Österreicher, die zu warten verstanden, diesesmal sind wir ihnen darin über gewesen, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Sobald man in Wien die Gewißheit erlangt hatte, daß der deutsche Reichskanzler auch ohne den deutsch-österreichischen Vertrag vor den Reichstag treten werde, und Österreich leicht in eine gefährliche Isolierung geraten könne, zog man andre Saiten auf. Die Abreise des Grafen Posadowsky hat die Chancen des Zustandekommens nicht verschlechtert, sondern sehr gebessert, es war das auf deutscher Seite richtig angewandte Mittel der zwölften Stunde. In der ganzen Angelegenheit der Handelsverträge ist von deutscher Seite sowohl dem Reichstag als dem Auslande gegenüber mit großer Geschicklichkeit und mit voller Ausnutzung einer Reihe günstiger Umstände operiert worden; die Österreicher hatten buchstäblich — das Nachsehen.

Der Reichstag hat schon die erste Lesung des Etats vor leeren Bänken begonnen. Würde der Etat nicht fertig vorliegen, so würde die Regierung mit Vorwürfen wegen ihrer Saumseligkeit überhäuft werden, jetzt, wo er rechtzeitig eingebracht worden ist, fehlen die Herren Reichsboten, gleichsam als scheuten sie die Verantwortlichkeit, die ihnen der Ernst der Zeit auferlegt. Mit Feilschen am Notwendigsten läßt sich keine Finanzreform machen, das ist ohnehin nichts mehr als ein Aufschub einer Zahlung, der in den folgenden Jahren um so schwerer ins Gewicht fällt. Wenn heute ein siegreicher Feind sechs oder noch mehr Milliarden Kriegskosten forderte, würde der Reichstag sehr schnell Rat wissen. Aber wo es sich um dringliche Aufgaben handelt, ein solches Unheil zu verhüten, verfährt er oder gibt gar durch parlamentarische Fehlersreiche große Summen aus den künftigen Bollertträgen in unverständiger Weise preis. Witwen- und Waisenversorgung klingt ja recht schön und macht vor den Wählern gute Figur. Aber das Deutsche Reich hat vorläufig dringendere Aufgaben. Kein Staat der Welt versorgt die Arbeiterwitwen und -Waisen aus dem Reichsbudget, es ist durchaus keine Notwendigkeit, daß das Deutsche Reich immer mit solchen Experimenten den Anfang macht. Die Arbeitslöhne sind im Laufe des letzten Jahrzehnts enorm gestiegen, die Arbeiter führen große Summen in die Streikassen ab, viel richtiger wäre da ein Gesetz, wonach Witwen und Waisen der Arbeiter aus den Streikassen zu erhalten wären. Sonst ist es in der ganzen Welt nur üblich, daß Witwen und Waisen solcher Personen, die vor dem Feinde gefallen oder im öffentlichen Dienst gestorben sind, von Staats wegen versorgt werden. Wenn das jetzt auch dem Arbeiter zuerkannt wird, der 1. keine Steuern zahlt, 2. kein Schulgeld zahlt, 3. seine Bezüge fortgesetzt steigert und 4. die Streikassen mit großen Summen füllt, so liegt darin eine schreiende Ungerechtigkeit gegen alle andern Berufsstände, deren Angehörige auch nicht auf Rosen gebettet sind, und die doch für ihre Witwen und Waisen sorgen. Diese ins Maßlose gesteigerte Arbeiterfürsorge, die längst zum Gegenstand des Wettlaufs zwischen den Parteien geworden ist, führt in ihren Folgen unvermeidlich zu einer Verweichlichung der Nation, wie jetzt im Heerwesen schon deutlich erkennbar ist.

Gewiß ist Witwen- und Waisenfürsorge eine edle Sache, und in diesem Sinne ist sie schon vor zwanzig Jahren amtlich den Idealen der deutschen Sozialpolitik beigezählt worden. Aber jedes Ding zu seiner Zeit. Kommt wieder einmal ein Milliardenregen über Deutschland, so mag sofort eine erkleckliche Summe für diese und für ähnliche Zwecke abgezweigt werden; es wäre das in den siebziger Jahren eine recht nützliche Anlage gewesen. Aber so lange wir in den dringlichsten Fragen der Landesverteidigung mit jeder Million kargen müssen, und so lange das Reich fortgesetzt gezwungen ist, Schulden zu machen und die Einzelstaaten bis zur Verwirrung ihrer Finanzen zu belasten, hat es keinen Sinn, mit neuen Wohltätigkeitseinrichtungen zu prunken, die tatsächlich doch nur auf dem Wege des Schuldenmachens realisierbar sind.

Die schlechte Finanzlage hat denn auch bei den Heeresvorlagen das Wort geführt, und weit über die konservativen Kreise hinaus herrscht allgemeines Erstaunen, daß das Erstgeburtsrecht der dreijährigen Dienstzeit um ein solches Vinsengericht verkauft werden soll, wie es die Forderungen des Kriegsministers darstellen. Bemerkenswerterweise geschieht darin für die Offiziere gar nichts. Aber der Offiziersersatz läßt qualitativ und quantitativ nach, und die aussichtslose Friedenszeit ist nicht danach angetan, den Andrang zu mehren. Einundvierzig Infanterieregimenter des Heeres haben nur zwei Bataillone, statt der fehlenden einundvierzig werden sieben verlangt, die in fünf Jahren aufgestellt werden sollen; somit fehlen der Armee bis 1910 noch vierunddreißig Infanteriebataillone, die im Kriegsfall aus Reserven formiert werden müssen — schwerlich eine wünschenswerte Einrichtung. Und woher kommen dann die Offizierkorps? Wieviel werden unsre ohnehin meist zu schwach dotierten Infanterieregimenter dann abgeben können? Mit Offizieren des Beurlaubtenstandes allein läßt sich die Sache doch nicht machen. Im Jahre 1910 können vielleicht weitere zehn Bataillone in Aussicht genommen werden, die andern Fußtruppen werden ja dann wohl gesättigt sein, aber bis dahin wird es eine ganze Anzahl von Divisionen geben, die das vom Kriegsminister geforderte Minimum von zwölf Bataillonen nicht aufzuweisen vermögen. So hat zum Beispiel die vierzigste (sächsische) Division nur elf Bataillone und gar keine Kavallerie. Das fehlende Bataillon ist gefordert, wird aber 1905 noch nicht aufgestellt, sondern nur ein Kavallerieregiment mit Hilfe zweier Eskadrons Jäger zu Pferde. Gänzlich fehlt die Kavallerie ferner bei der achtunddreißigsten, der neununddreißigsten und der sechsten bayrischen Division. Die zehnte Division (Posen) hat nur ein Regiment Kavallerie. Nach Errichtung der neun Regimenter wird jede Division wenigstens über eine Kavalleriebrigade zu zwei Regimentern verfügen können, von denen sie dann im Kriegsfall je eine zur Formierung der Kavalleriedivisionen abzugeben haben. Die neununddreißigste Division (Kolmar) hat nur acht Bataillone Infanterie, sie würde also von den sieben neu zu errichtenden des preussischen Anteils allein vier beanspruchen müssen, aber der siebenunddreißigsten Division in Allenstein geht es gerade ebenso! Was will solchen Lücken gegenüber eine so geringfügige Infanterieverstärkung sagen! Der Vorwärts ironisiert sich selbst, wenn er in großem Plakatdruck Geschrei erhebt über die neuen Anforderungen des „Militärmolochs“ und hinterher bekennt, daß es sich um zehntausend Mann innerhalb fünf Jahren handelt! An Menschenmaterial für die noch ausstehenden vierunddreißig Bataillone hätte es in diesen fünf Jahren noch nicht gefehlt — aber an Geld und an Lehrpersonal. Auch dieses Lehrpersonal ist wesentlich eine Geldfrage, in der der Staat mit den Löhnen der industriellen Unternehmungen usw. nicht zu konkurrieren vermag, weder in den Aktivstellungen noch in den sogenannten Zivilverbahrungen. In diesem Umstand aber liegt für unser Heer die größte Gefahr. *s*

Kaltes Blut! Nun ist auch noch in der letzten Provinz des zisleithanischen Österreichs der Nationalitätenhader zum Ausbruch gekommen; deutsche und italienische Grenzboten IV 1904

Bewohner Tirols stehn in erbittertem Kampfe wider einander auf und schüren die nie völlig erloschne Blut der Irredenta zu heller Flamme, und das friedliche Innsbruck ist der Schauplatz wüster Ausschreitungen geworden, weil die österreichische Regierung eine italienische juristische Fakultät im Anschluß an die deutsche Universität begründet hatte. Schon ist Blut im Straßenkampfe geflossen, radikale Führer der alldeutschen Linken haben die Führung übernommen, und die fanatisierten Volksmassen haben friedliche italienische Gewerbetreibende aufs schwerste geschädigt und zum Teil zur Abwanderung veranlaßt.

Schon hallt eine Stimme der Entrüstung durch Italien und fordert den Schutz der Stammesbrüder innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, schon schließen sich die österreichischen Italiener zur Verteidigung ihrer nationalen Güter, ihrer Sprache und Kultur, zusammen.

Sind wir Deutschen im Reiche da nicht auch trotz des demagogischen Charakters der Innsbrucker Demonstrationen moralisch verpflichtet, für unsere Stammesverwandten die Stimme zu erheben? so klingt es wohl hier und da durch die deutsche Presse; kann es uns gleichgiltig sein, daß in der reindeutschen Nordhälfte Tirols auch der Keim nationalen Zwiespalts ausgesät werde?

Wohl konnte vor sieben Jahren das brutale Vorgehn des polnischen Grafen Badeni die in viele Parteien gespaltnen Deutschen zu einhelligem Widerstande im Reichsrate vereinigen, als in Böhmen und Mähren die völlige Gleichberechtigung beider Landessprachen, des Deutschen und des Tschechischen, für alle Behörden in allen Landesteilen zur Tat werden sollte, wohl fand das energische, bisweilen rücksichtslose Vorgehn der deutschen Wortführer lebhaften Beifall in ganz Deutschland, daß in ihnen die Verteidiger der Güter eines großen Kulturvolkes sah, aber heute? Bedenken die deutschen Führer in Innsbruck, die die Regierung durch Straßendemonstrationen zur Nachgiebigkeit zwingen wollen, denn nicht, daß ihnen hier ein großes Kulturvolk mit denselben Anrechten auf eine Berücksichtigung seiner Ältern und ebenso hohen Kultur gegenübersteht? Stellen sie sich mit ihren Angriffen auf wehrlose italienische Gewerbetreibende nicht auf eine Stufe mit dem tschechischen Pöbel in Prag? Sehen sie nicht, daß die österreichische Regierung, ohne es ausdrücklich zu versichern, vielleicht gerade sehr klug handelte, als sie in Triest oder in Trient einen Kristallisationspunkt national-italienischer Sonderbestrebungen zu schaffen vermied? Ist es nicht eine Vächerlichkeit, von einer Handvoll italienischer Professoren und Studenten eine Gefährdung des deutschen Charakters von Innsbruck zu fürchten, ist das nicht geradezu ein Armutzeugnis für die Deutschen? Und graben diese nicht selbst ihrem parlamentarischen Einflusse vollends das Grab, indem sie den Zusammenschluß der Slawen und der Italiener fördern, so hart diese auch im Küstenlande der Adria miteinander um die Vorherrschaft ringen, und der Regierung ein arbeitsfähiges Parlament mit slawischer Majorität schaffen?

Mitteln sie nicht endlich auch an den Grundlagen des Dreibundes, der sich noch immer als ein Hort des europäischen Friedens bewiesen hat? Aber das bezwecken ja gerade die radikalsten unter den Alldeutschen, denen der Dreibund immer nur als ein Deckmantel zur „Verpolackierung“ Oesterreichs gegolten hat. Mögen sie aber versichert sein, daß das die Sympathien für sie bei den besonnen denkenden Reichsdeutschen nicht vermehren wird. Gott behüte uns vor den Tollheiten einer österreichischen Germania irrodenta!

H. J.



Literatur

Über Naturschilderung. „Diesem bescheiden Büchlein kann ich keinen andern Paß und Ausweis auf den Weg geben, als die Versicherung, daß Liebe zu dieser schönen Welt und der Wunsch, in vielen, wo sie schläft, diese Liebe zu

wecken, ihm zum Dasein verholfen hat. Unmittelbar belehren will es weniger als zum Selbstsehen und Weiterlernen anregen.“ Mit diesen schlichten Worten empfahl Friedrich Nagel in dem aus Boston vom 12. November 1873 datierten Vorwort den zweiten Teil seiner „Wanderungen eines Naturforschers.“ Und das Vorwort zu dem Werke,*) das am Ende desselben Monats erschienen ist, zu dessen Anfang sein Verfasser so jäh dahingerafft worden war, hebt an: „Dieses kleine Buch widme ich allen Naturfreunden, besonders denen, die als Lehrer der Geographie, der Naturgeschichte oder der Geschichte den Sinn für die Größe und Schönheit der Welt in ihren Schülern wecken wollen. Es kann nur anregen, nur führen.“ So darf man sagen: Beginn und Schluß des schriftstellerischen Wirkens dieses wahrhaft großen Geographen begegnen sich in ein und derselben Liebe zur Natur: on revient toujours à ses premiers amours; und dazwischen, von der „Gotthardreise im Winter“ bis zu den Aufsätzen „In einem Bergkristall“ (Deutsche Rundschau), „Kunst in Natur“ (Frankfurter Zeitung) und „Naturauffassung und Naturverständnis“ (Deutsche Monatschrift), ja herab bis zu den „Glücksinseln und Träumen“ — eine schier ununterbrochene Kette glänzender Perlen, alle rufend und mahnend: Kunst bedeutet Können, Dichtung und Wissenschaft müssen sich die Hand reichen (vgl. besonders „Zur Kunst der Naturschilderung“ in den Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1888). Genau so will auch der vorliegende Schwanensang beurteilt sein. Daß er in keiner Zeile die „verrufene Trockenheit erdkundlichen Unterrichts“ atmet, bedarf bei der durch und durch künstlerischen Anlage des Heimgegangnen, eines der verständnisvollsten Kenner westeuropäischer Galerien, dem die Meisterwerke Jakob van Ruysdaels und Meindert Hobbemas vertraut waren wie wenig andern, keiner Beweisführung. Auf der andern Seite aber würde gänzlich irren, wer etwa voreilig in dem posthumen Werkchen nur eine Sammlung von allgemeinen ästhetischen Betrachtungen sehen wollte. Solche birgt es auch, gewiß; und in großer Zahl. Daneben stoßen wir jedoch auf eine reiche Fülle von Sätzen, den Früchten eingehendster Einzeluntersuchungen und nachdrücklichster Gedankenarbeit. Nirgends verleugnet sich der Naturforscher, der Mann der exakten Wissenschaft, der Naturphilosoph. Deshalb möchte ich von den neun Abschnitten den zweiten, überschrieben „Wissenschaft und Kunst,“ für den charakteristischsten halten. Daß an diesem Werke, von dem der unerfessliche Verfasser nicht geahnt hat, daß es sein letztes sein sollte (noch Ende Juli hat er mit seiner Tochter das Register zusammengestellt), seine ganze Liebe gehangen hat, erkennt man sofort auch aus dem Außern: mit welchem Feinsinn sind die sieben Bilder ausgewählt! Und wie geschmackvoll paßt sich der von ihm ausdrücklich so und nicht anders gewünschte vornehmlichliche Einband dem wundervollen Inhalt an! Man trennt sich nur schwer von dem Buche, wehmütiger Dankbarkeit voll.

Hans Helmolt

Die Mobilmachung 1870/71. Als Festschrift zu der Enthüllung des Roondenkmalts am 24. Oktober 1904 in Berlin ist erschienen: Die Mobilmachung von 1870/71, mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet im Königlichem Kriegsministerium von Gustaf Lehmann, Wirklichem Geheimen Kriegsrat und Vortragendem Rat im Kriegsministerium. Berlin 1904, Mittler & Sohn.

Wenn es der Anlaß der Schrift mit sich bringt, daß auf Roons hervorragende Verdienste in jener Zeit gebührend Rücksicht genommen wird, so ist doch schon aus dem Titel zu entnehmen, daß dies nicht ihr Hauptzweck sein konnte. In Übereinstimmung mit dem Titel ergibt der Inhalt eine Schilderung der Vorbereitungen zu jener Mobilmachung und dieser selbst, wie man sie sich genauer und erschöpfender nicht denken kann. Was man sonst astronomische Pünktlichkeit nennt, ist hier auf die Darstellung geschichtlicher Tatsachen übertragen, die der Ver-

*) Über Naturschilderung. Von Friedrich Nagel. Mit 7 Bildern in Photogravüre München und Berlin, R. Oldenbourg. VIII und 394 S. 8°.

fasser ebenso sicher beherrscht, wie er sie klar reden läßt. In den etwa zwölf Abschnitten des Buches werden uns vorgeführt: die Durchführung der Mobilmachung, die Armierung der Festungen und der Küsten, der Eisenbahnaufmarsch, die Bildung von neuen Truppenverbänden, die Verwendung der Überzähligen bei den Ersatz- und Besatzungstruppen, die Etappen, die Festungsartillerie und der Belagerungstrain, die Festungspionierkompagnien, Eisenbahn- und Telegraphenabteilungen, die Kriegsgefangenen und die Formation der Garnisonstruppen, die Maßregeln zur Sicherung des Ersatzes bei den Truppenteilen des Feldheeres.

Jeder Leser, auch der nicht kriegswissenschaftlich gebildete, kann aus diesem Rückblick auf die einzig schöne und große Zeit lernen, daß eine gute Sache, wie die Verteidigung und die Einigung des Vaterlandes, eine freudige und hingebende Anstrengung aller Kräfte bis zum äußersten mit sich bringt. Die Zahl der Freiwilligen war überraschend groß; der Durchschnitt der Verpflegungsstärke vom August 1870 bis zum Juni 1871 beinahe 39 vom Tausend der im Jahre 1867 ermittelten Bevölkerungszahl; von den 162 preußischen Landwehrbataillonen hatten 129 in Feindesland Verwendung gefunden; groß war die Zahl der Verheirateten unter den Einberufenen: 972, 908, 902 usw. auf ein Infanterieregiment. So glatt ging alles, daß Kron öfter äußerte, daß die vierzehn Tage nach der Nacht vom 15. zum 16. Juli für sein Nessor fast die sorgen- und arbeitslosesten seines Dienstlebens gewesen seien. Daß es aber trotzdem und trotz dem guten Willen aller Teile später nicht an Reibungen fehlte, erfahren wir auch hier wiederholt. Ohne sie gibt es nun eben keinen Fortschritt in der Welt, mag Krieg oder Friede sein. So müssen wir sie uns auch jetzt gefallen lassen, wo immer sie auftreten, und wie sehr wir auch unter ihnen seufzen.

Weit über die Durchschnittsliteratur erhebt sich der Roman: *Allzeit Fremde*, von Luise Algenstaedt (L. Arnshagen), Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. M., 1905. Die Verfasserin stellt uns mitten im modernen Leben ein Stück Judentum dar, wie es in seiner alten, ehrwürdigen Art, in seinen geheiligten Anschauungen, Sitten und Gebräuchen zuweilen noch fortlebt. Der reiche Jude Benjamin Ascher kauft dem verarmten Gutbesitzer Tahlin das Gut Reihersdorf ab. Der älteste Sohn, der junge Heinrich Tahlin, bleibt — wenn auch widerwillig und mit stiller Verachtung gegen die Judenfamilie erfüllt — als Verwalter bei Aschers auf Reihersdorf. Bald verwandelt sich der Abscheu Heinrich Tahlins in die größte Hochachtung vor seinem Chef, denn der alte Benjamin Ascher zeigt sich als ein wahrer Ehrenmann nach Goethes Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Zugleich erweist er sich als ein strenger, überzeugter Israelit, der mit Fanatismus an seinem Glauben hängt. Sein Sohn William, der Typus des modernen, irreligiösen, geistreichen, von heinischem Geiste durchsetzten Literaturjuden, sagt an einer Stelle: „Wir müssen uns assimilieren, verzeih, Papa. Wir müssen uns vermischen und uns absorbieren lassen, wo wir Staatsangehörige sind. Wir müssen aus dem Besten von ihrer und unsrer Religion uns unsre Ideale bilden, indem wir den Geist unsrer Tage in ihre wie in unsre Überlieferungen hineinleuchten lassen. Wir müssen sie dazu bringen, uns für ihresgleichen zu halten. Und unvermerkt werden wir dann vermöge unsrer überragenden Fähigkeiten doch immer in herrschende Stellung gelangen.“ Sein Vater antwortet ihm: „Wir assimilieren uns nicht! Schon immer haben einige das gewollt, und es ist ihnen nicht gelungen. Auch nicht, wenn sie zu Verrätern geworden sind an unserm Glauben. Unsre Gesichtsbildung schlägt in einem halben Duzend Mischgenerationen wieder durch — und unser Volkscharakter ebenfalls, und die andern rechnen uns beides nach. Sie sehen mit den scharfen Augen, welche die Abneigung macht. Und wir können auch nicht alles leugnen — wir sind anders und müssen ihnen notwendig ärgerlich sein usw. Mit kurzen Worten: die Juden bleiben allzeit Fremde!“

Die ganze Familie Aschers ist sehr lebenswahr gezeichnet, besonders die Frau

und die beiden Töchter, die schöne Stri, die ein orientalisches Dämmerleben führt, und deren Lebensaufgabe nur die Pflege ihrer wunderbaren, strahlenden Schönheit ist, und die unscheinbare, schweigsame, aber nach und nach durch die Liebe zu dem Christen Heinrich Tahlin ins Christentum hineinwachsende Diane. Den Inhalt des schönbeschriebenen Buches angeben hieße den Leser berauben. Es wird jedem Genuß bereiten, den fesselnden Roman selbst zu lesen.

Ein rechtes Weihnachtbuch, erfüllt von wahrhaft kindlichem, reinem Geiste und voll Gemütsreife und köstlicher Ursprünglichkeit ist: *Rebekka vom Sonnenbachhof*. Von Kate Douglas Wiggin. (Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Natalie Kümelin. Verlag von Engelhorn, Stuttgart, 1905.) Man nimmt herzlichen Anteil an dem kleinen, zutraulichen und poesieerfüllten Mädchen, das in seinem zehnten Jahre zu zwei alten Tanten ins Haus genommen und bis zum sechzehnten dort „erzogen,“ d. h. weidlich tyrannisiert und gequält, aber trotzdem geliebt wird. Die Art, wie sich Rebekka in die strenge, kaltherzige Weise der Tante Miranda findet, und wie sie sich überall Liebe erwirbt, ist sehr rührend. Besonders fesselnd ist die feine Schilderung ihrer innern Erlebnisse, ihrer zarten, durch und durch unschuldigen Seelenregungen. Die Übersetzung läßt nichts zu wünschen übrig; nur mit der Verwendung des schwäbischen Dialekts in manchen Gesprächen können wir uns nicht befreunden.

Unterhaltend, anregend und lehrreich sind die unter dem Gesamttitel *deutsche Seebücherei* erschienenen Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk von Professor Dr. J. W. Otto Richter (Stephan Geibel, Altenburg, S.-A., 1904). Im ersten Bändchen wird uns die Dänenherrschaft und ihr Ausgang (in den Jahren 1201 bis 1227) geschildert; das zweite führt uns hundert Jahre später in die Kämpfe der Städte Wismar, Rostock und Stralsund, die ihren Seehandel tapfer zu verteidigen wissen; das dritte erzählt von den Seekriegen zwischen der Hanse und dem König Waldemar Atterdag; das vierte gibt uns das wechselvolle und fesselnde Lebensbild eines deutschen Seemanns unsrer Zeit, der sich vom Schiffszungen bis zum Kommodore eines großen Schnelldampfers emporarbeitet. Durch alle Erzählungen weht ein frischer nationaler Zug; vaterländische Gesinnung und Verständnis für die Zukunftsaufgaben unsers Volkes, für seinen Welthandel und seine Weltpolitik sollen durch diese Geschichten in der Jugend geweckt und gestärkt werden, und man muß gestehn, daß der Verfasser dieses Ziel auf geschickte und schlichte Weise erreicht. Ein ähnlicher Geist geht auch durch das bei W. Spemann erschienene illustrierte *Große Welt-Panorama*, das eine Menge lebensvoller Schilderungen fremder Länder und Völker enthält, uns in alle fünf Weltteile führt und in unterhaltender und gefälliger Form Belehrung in Hülle und Fülle bietet. Prächtige nach Naturaufnahmen gefertigte Illustrationen werden wesentlich dazu beitragen, auch diesem Bande des *Welt-Panoramas* zahlreiche Leser zu gewinnen. — Ein Buch, das allen Freunden der Alpen große Freude und andauernden Genuß bereiten wird, ist das vom Akademischen Alpenverein in München herausgegebene illustrierte Werk: *Joseph Enzenberger. Ein Bergsteigerleben. Eine Sammlung von alpinen Schilderungen* nebst einem Anhang *Reisebriefe und Kerguelentagebuch* (mit vierzehn Kupferdrucken, zwei Karten der Kerguelen, einem Panorama des Royalsound und zahlreichen Textillustrationen). Enzenberger ist durch seinen frühen, von allen seinen Freunden tief beklagten Tod auf den Kergueleninseln, auf denen er als Mitglied der Südpolarexpedition weilte, in weiten Kreisen des deutschen Volkes bekannt geworden. Der akademische Alpenklub in München, dessen Mitbegründer Enzenberger war, hat ihm in dem vorliegenden prächtig ausgestatteten Werke ein wirkungsvolles Denkmal gesetzt. Es enthält die hinterlassenen Schriften Enzenbergers über seine Touren in den Alpen und sein *Reisetagebuch von den Kerguelen*. Enzenberger

war Jurist gewesen, hatte sich dann der Meteorologie zugewandt und war als Adjunkt der Münchner Meteorologischen Zentralstation auf dem Zugspitzobservatorium tätig; in dieser Stellung bekam er den Ruf, als Meteorologe an der deutschen Südpolarexpedition teilzunehmen. Seine hinterlassenen Schriften zeigen überall die liebenswürdigen, frischen und natürlichen Züge seines Charakters. Er war ein Meister in Wintertouren. Seine interessantesten Besteigungen und Wanderungen unternahm er in den Algäuer Alpen. Er schildert zum Beispiel, wie er die Trettachspitze von der Südwand erreichte, wie er den Höffats an der Südostwand abstieg, wie er die hintere Gamschlucht, die Grohmannspitze und andre schwierige Punkte erkletterte, und er gibt uns überall eine packende Schilderung der Hochgebirgswelt. Unsre Hochtouristen werden sich das Werk selbstverständlich anschaffen, aber auch den andern Freunden der Alpen können wir es warm empfehlen. — Die alle Jahre beständig wachsende Goetheliteratur zu verfolgen, ist in dieser Zeitschrift unmöglich. Auf zwei Erscheinungen wollen wir aber doch unsre Leser aufmerksam machen. Wir nennen zuerst das interessante Büchlein *Wie sah Goethe aus?* Von Fritz Stahl (Georg Reimer, Berlin, 1904). Auf 28 vortrefflich ausgeführten Tafeln wird uns das Bild des großen Dichters, die „Heroenphysiognomie,“ vorgeführt; und der Verfasser hat es verstanden, seine Schilderungen durch die Berichte der Zeitgenossen besonders anregend und wertvoll zu machen. Über Goethe als Erzieher ist seit Adolf Langguths Buch schon viel geschrieben worden, sodaß man meinen sollte, dieses Thema sei erledigt. Aber Bernhard Münz bietet in seinem bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienenen Buche *Goethe als Erzieher* doch eine solche Menge neuer Beleuchtungen und treffender Urteile, besonders was Goethes Gedanken über Kinder und über den Unterricht anlangt, daß man dieses Buch bei den heutzutage durcheinanderflutenden Strömungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens als einen sicheren Führer wohl empfehlen kann. Die Frauen, vor allem die Mütter werden darin manches beherzigenswerte Wort finden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Berlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

